Magazin

Wie Dürrenmatt Bern brüskierte

Literatur Vor 50 Jahren erhielt Friedrich Dürrenmatt den Berner Literaturpreis – und reichte das Preisgeld weiter an den Publizisten Paul Ignaz Vogel. Vogel erinnert sich gut an jenen Abend.

Hannah Einhaus

Berns gute Gesellschaft zeigt sich im Berner Stadttheater. Der grosse Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt erhält an diesem 25. Oktober 1969 den erstmals verliehenen Berner Literaturpreis für sein bisheriges Schaffen, das weit über die Schweizer Grenzen im deutschsprachigen Raum bekannt ist; die Theaterstücke werden sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland gespielt. Dürrenmatt mag die Provokation. Unter die Herren in Anzug und Krawatte gesellen sich Rocker, die, so Dürrenmatt, ebenfalls eine Einheitskluft tragen. Auf Einladung des Schriftstellers treffen auch – noch ahnungslos – der Publizist Paul Ignaz Vogel, der Grossrat und Dienstverweigerer Arthur Villard sowie der Minderheitenforscher Sergius Golowin ein. Zur Überraschung aller reicht Dürrenmatt das Preisgeld von 15 000 Franken in gleichen Teilen an Vogel, Villard und Golowin weiter.

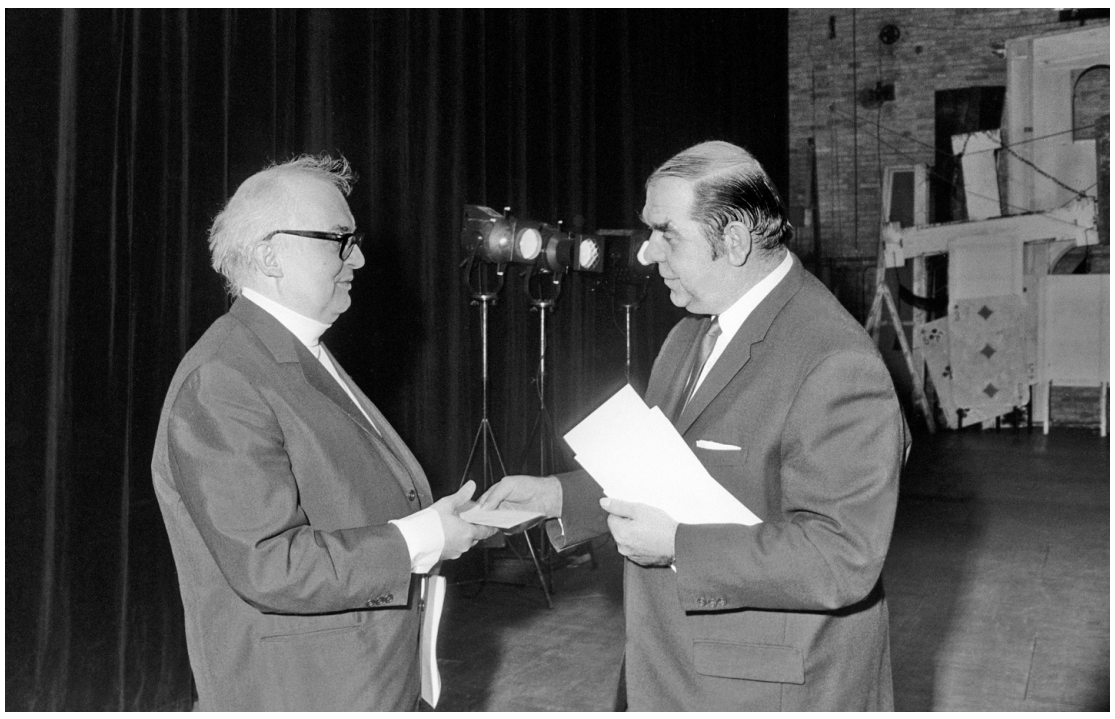
Paul Ignaz Vogel in seiner kleinen Wohnung in Wabern. Er schreibt bis heute und hat seinen eigenen Blog. Foto: Raphael Moser

«Ich wusste von nichts»

«Ich wusste von nichts und war entsprechend perplex», sagt Paul Ignaz Vogel. Dürrenmatts Begründung: «Vogel tut, was wir alle tun sollten: Er nimmt uns und damit die Schweiz nicht als Ausrede, sondern ernst.» Vogel dankt dem Schriftsteller dafür, «dass es ausser diesem feldgrauen Staat Eidgenossenschaft noch etwas Lebendiges gibt: die Schweiz, ihre Demokratie».

An diese Szenerie vor 50 Jahren erinnert sich der Publizist Paul Ignaz Vogel noch heute bestens. Er lebt, inzwischen 80 Jahre alt, in einer kleinen Wohnung in Wabern mit grossen Bildern, vielen Büchern und weitem Ausblick. Einmal Journalist, immer Journalist, hat er sich gesagt und publiziert seine Gedanken zum Zeitgeschehen auf einem eigenen Blog. Als Dürrenmatt ihn 1969 honorierte, waren freie Denker suspekt. Vogel stand damals unter permanenter Beobachtung.

> «Vogel tut, was wir alle tun sollten: Er nimmt uns und damit die Schweiz nicht als Ausrede, sondern ernst.»
>
> **Friedrich Dürrenmatt**
> in seiner Rede bei der Verleihung des Berner Literaturpreises



Friedrich Dürrenmatt (links) erhält 1969 von Regierungsrat Simon Kohler den Literaturpreis. Foto: Keystone

> «Die Meinungsfreiheit, wie sie für eine Demokratie selbstverständlich sein sollte, war stark eingeschränkt.»
>
> **Paul Ignaz Vogel**
> im Rückblick auf die damals vorherrschende Parteipresse

Spitze Feder als Waffe

Vogel gehörte zu jener Zeit zur Szene der sogenannten Nonkonformisten, also jener, die statt Kalten Kriegs lieber Dialog und Frieden förderten. Er leitete die von ihm 1963 gegründete Zeitschrift «Neutralität». Sie bot Autoren eine Plattform, die die intellektuellen Mauern des Kalten Kriegs überwinden wollten. Für Nonkonformisten existierte in der damaligen parteiorientierten Presse wenig Platz. So dauerte es nicht lange, bis Namen wie Max Frisch, Heinrich Böll, Paul Nizon oder Otto F. Walter für Vogel schrieben. Die Waffe der Nonkonformisten im Kalten Krieg war die spitze Feder. Auch Dienstverweigerer und Pazifisten – gemeinhin als «Landesverräter» abgestempelt – kamen hier zu Wort. Vogel verkehrte in diesen Jahren auch in der Junkere 37, jenem Berner Kellerlokal in der Junkerngasse, in dem 1964 bis 1975 an rund 300 Diskussionsabenden Dutzende renommierte Nonkonformisten wie Mario Cortesi, Walter Matthias Diggelmann, Harald Szeemann oder Polo Hofer ein und aus gingen.

Den rasanten Erfolg der «Neutralität» und den Zulauf prominenter Intellektueller jener Zeit erklärt sich Vogel noch heute mit der Tatsache, dass damals die Presse parteigebunden war und weder links noch rechts Platz bot für einen politischen Dialog. «Die Meinungsfreiheit, wie sie für eine Demokratie selbstverständlich sein sollte, war stark eingeschränkt», findet Vogel noch heute.

Angst vor Atomkrieg

Zum Zeitpunkt der Preisverleihung stand die Schweiz unter Hochspannung: Wenige Monate zuvor war der Flughafen Kloten zum Schauplatz eines palästinensischen Terrorakts gegen ein israelisches Flugzeug geworden. Die Beendigung des Prager Frühlings durch sowjetische Panzer 1968 war noch allgegenwärtig. Die Proteste der Studentenbewegungen und Linken gegen die alte Gesellschaftsordnung hielten an. Zudem flatterte im September das sogenannte Zivilverteidigungsbuch (ZVB) in alle Briefkästen, das die Bevölkerung auf einen möglichen Atomkrieg unter dem Motto «Lieber tot als rot» vorbereitete.

Die Kritik liess nicht lange auf sich warten, sahen sich neben den Linken auch die Nonkonformisten im Visier der Regierung. In den letzten Dezembertagen 1969 enthüllte Vogel mit seinem Kollegen und Schriftsteller Christoph Geiser antisemitische Artikel aus den 1930er-Jahren im «Obwaldner Volksfreund». Damaliger Chefredaktor war kein Geringerer als der amtierende Bundespräsident Ludwig von Moos, der das ZVB unterzeichnet hatte.

Gegen den seit Jahren observierten Paul Ignaz Vogel setzten ab 1970 staatlich verordnete Repressionen ein, die ihn, seine Existenz, seine Familie und die «Neutralität» Schritt für Schritt demontierten und auch gesundheitlich stark belasteten. Erst 1995, mit der Freigabe seiner Fiche, erhielt Vogel Einblick in die Arbeitsweise des Staatsschutzes. Er sieht darin bis heute eine «Abstrafung jener, die ihre Meinungsfreiheit ernst nahmen».

Paul Ignaz Vogel verfolgt weiterhin kritisch das Weltgeschehen. Inzwischen 80-jährig, widmet er sich in seinem Blog historischen Themen wie der Schweiz im Kalten Krieg, ihrem Schweigen über die rassistische Flüchtlingspolitik in der Nazizeit sowie Armut, Renten und Lohnpolitik. In den 1960er-Jahren hatte er eine starke Einschränkung der Redefreiheit erfahren. Seither sind aus den ehemaligen Parteizeitungen längst Forumszeitungen geworden, soziale Medien bieten neue Plattformen, und seit dem Fall der Berliner Mauer sind der reale und der mentale Kalte Krieg abgeflaut. Dennoch ist Vogel punkto Meinungsfreiheit skeptisch: Zeitungstitel schrumpfen, und Fake News grassieren im Netz. «Nationale Gesetzgebungen erweisen sich gegenüber internationalen Giganten wie Google als nutzlos. Die Gesellschaft muss hilflos zuschauen», sagt er.

«Das ist doch kein Kino»

Film Regie-Legende Martin Scorsese hält nichts von Superheldenfilmen. Francis Ford Coppola geht gar noch weiter.

Was ist Kino? Wer entscheidet darüber? Und nach welchen Kriterien? Ist es eine technische Frage, sind alle bewegten Bilder Kino? Oder muss Kino eine filmkünstlerische Lesart der Wirklichkeit sein? Braucht es eine grosse Leinwand? Und was ist dann mit Netflix?

Vor ein paar Tagen hat Martin Scorsese die Diskussion ums Kino wieder einmal entfacht. Der Altmeister sprach Superheldenfilmen wie «Avengers» oder «Guardians of the Galaxy» den Kino-Status ab. «Ich habe versucht, sie anzuschauen», sagte er dem «Empire»-Magazin, «aber das ist kein Kino, diese Filme sind eher Vergnügungsparks mit Schauspielern, die unter den Umständen das Beste geben, was sie können.» Laut Scorsese gehe es im Kino darum, emotionale und psychologische Erfahrungen zu vermitteln.

Scorseses Kritik kommt zu einem Zeitpunkt, wo der Superheldenfilm «Avengers: Endgame» mit 2,8 Milliarden Dollar kürzlich einen neuen Kassenrekord aufgestellt hat. Sind die Zuschauer, die den Film toll fanden, alles Kinder oder infantile Erwachsene, wie es nun seitens der Scorsese-Verteidiger tönt? Derweil verweisen die Fans der Superhelden darauf, dass Kino nicht nur zur Erleuchtung beitragen muss, sondern durchaus eskapistische Unterhaltung sein dürfe.

«Sie sind abscheulich»

Inzwischen melden sich weitere berühmte Regisseure und Schauspieler zu Wort. James Gunn, der Macher von «Guardians of the Galaxy», schreibt auf Instagram: «Superhelden sind einfach die heutigen Gangster/Cowboys/Abenteurer im Weltraum. Einige Superheldenfilme sind schrecklich, andere wunderschön. Wie Western und Gangsterfilme weiss sie nicht jeder zu schätzen, selbst einige Genies nicht.» «Avengers»-Regisseur Joss Whedon replizierte mehrdeutig, indem er auf den Superhelden Hulk anspielte: Es gebe Gründe, warum dieser «immer wütend» sei.

Samuel Jackson, der in zehn Marvel-Filmen mitspielt, sagte vor Journalisten: «Jeder hat seine Meinung. Martins Aussage ist, als würde man sagen, Bugs Bunny sei nicht lustig. Es gibt Italo-Amerikaner, die mit Scorseses Mafia-Filmen ein Problem haben.»

Apropos Mafia-Filme: Auch Francis Ford Coppola, der Regisseur der «Pate»-Filme, hat seine Meinung kundgetan. In Lyon, wo er mit dem Prix Lumière für seinen Beitrag zum Kino ausgezeichnet wurde, befand der Filmemacher: «Martin war noch freundlich. Er sagte nicht, was ich jetzt sage: Superheldenfilme sind abscheulich.» Die Frage, was Kino sei, beantwortete der «Apocalypse Now»-Regisseur auch gleich: Er erwarte vom Kino, dass er etwas lerne, etwas gewinne, aufgeklärt oder inspiriert werde.

Vielleicht sollten sich die zerstrittenen Parteien auf den eben angelaufenen Film «Joker» einigen – die Geschichte handelt von Batmans Gegner, einem wütenden Antihelden, der eindeutig von Scorseses «Taxi Driver» und «King of Comedy» geprägt ist.

Philippe Zweifel